

2. Fastensonntag: Auf einem Bein steht man schlecht

Lesung: Phil 3,17-4,1

Evangelium: Lk 9,28b-36

Wenn nachher der Gottesdienst aus ist, dann werden die meisten von uns heim gehen. Dort gibt es dann ein(e) gemütliches Frühstück / schmackhaftes Mittagessen/ herzhaftes Brotzeit in der wohligen warmen Wohnung. Und wem's besonders gut geht, der hat dabei auch noch Menschen um sich, die er gern hat.

Wahrscheinlich werden wir dabei kaum daran denken, dass es nicht selbstverständlich ist, einen Platz zu haben, wo man daheim sein kann.

Nur wenn wir am Fernsehen Flüchtlinge sehen oder persönliche Schicksale von Obdachlosen hören oder von Bekannten erfahren, die nach einer Scheidung plötzlich vor dem Nichts stehen, dann schauern wir ein wenig und denken: „Die Armen. Gott sei Dank haben wir unser geborgenes Daheim. Haben einen sicheren Platz im Leben und unsere feste Adresse.“

Aber dann – und das hören wir wahrscheinlich gar nicht so gern – kratzt unsere christliche Tradition immer wieder an dieser Sicherheit. Mit Aschenkreuz und Lesungen wie der heutigen erinnert sie uns hartnäckig daran, dass wir hier nur Fremde sind: „Wir sind nur Gast

auf Erden“, heißt auch eines der bekanntesten Kirchenlieder.

Und wenn wir darüber ein wenig nachdenken merken wir, dass da mehr dran ist, als uns oft lieb sein kann:

Wir sind **fremd** in der Welt **im Fragen und Suchen**:

Die Welt stellt unsere Fragen niemals zufrieden. Antworten werfen immer neue Fragen auf. Dauernd sind wir auf der Suche nach irgendwelchen Erklärungen.

Der denkende und fragende Mensch ist und bleibt stets ein Wanderer, kommt an kein Ziel, ist in dieser Welt nie endgültig daheim.

Oder ganz einfach gesagt: Wer sich kritisches Denken bewahrt hat und damit auf die „Wirklichkeit“ schaut, auf das, was uns im Fernsehen, in den Illustrierten, in der Politik und im Gebaren der Wirtschaft, im weltweiten agieren von Kriegstreibern und Menschausbeutern vor Augen gestellt wird, wer da hinschaut, der kann sich in so einer Welt nicht wirklich zuhause fühlen.

Fremd sind wir in der Welt auch in unserem **Wünschen und Wollen**:

Tief in uns steckt eine Sehnsucht, die uns immer weiter treibt und in dieser Welt nie gestillt werden kann. Wenn wir es versuchen, dann erleben wir, dass jeder Wunsch, sobald er erfüllt ist, augenblicklich „Junge bekommt“.

Wir können – so paradox es ist – leichter zu viel haben als genug.

Und wir sind **fremd** in der Welt vor allem **im Wissen um unsere Zeitlichkeit**:

Keiner von uns lebt hier ewig. Jedes Ticken der Uhr erinnert uns, dass dieses Leben nur eine vorläufige Heimat ist, dass wir hier nicht bleiben können.

Recht drastisch stellt dies der in Bayern weit bekannte „Tod von Altötting“ dar: Wer es kennt: Dort steht oben auf einer Standuhr der Tod als Skelett. Mit dem Schnitt seiner Sense erntet er im Takt der Uhr. Schnitt um Schnitt.

Dieses Werk stammt aus einer der Perioden in unserer Geschichte, in denen das Bewusstsein der Sterblichkeit im Mittelpunkt stand. Oft waren das Phasen einer starken Lebensbedrohung, z.B. durch die Pest. Sie machten die Vergänglichkeit dieses Lebens überdeutlich bewusst und stellten deshalb den Gedanken an das andere, künftige Leben in den Mittelpunkt. Und darum war oft alles Streben darauf ausgerichtet, dieses kommende Leben, die wahre Heimat, ja nicht zu verfehlen.

Als Schüler sahen wir im Stadtmuseum von Landshut ein Zimmer, das sich einst eine wohlhabende Witwe hatte machen lassen: Es ist ganz mit Holz verkleidet und die Deckenkanten sind der Länge nach abgeschrägt, so dass das Zimmer wie ein großer Sarg aussieht. Indem sie gleichsam schon im Sarg wohnte, wollte die Frau sich das Bewusstsein lebendig halten, worauf dieses Leben einmal hinauslaufen wird, um so ihre Aktivitäten ganz daraufhin auszurichten, wovon sie sich das Leben in seiner ganzen Fülle erhoffen konnte.

Diese Fixierung aufs Jenseits hat den Christen später manchen Vorwurf eingebracht: Den Vorwurf der Weltflucht beispielsweise oder den Vorwurf der Vertröstung auf eine bessere Zukunft.

Im Gegensatz scheint sich heute diese Weltflucht ins Gegenteil verkehrt zu haben: Von der Weltflucht zur Weltsucht. Die Welt ist für viele der einzige Ort, wo sich Leben ereignet. „Life is life“. Wenn leben, dann hier und jetzt. Der Himmel wird zum „Himmel auf Erden“ und „selig“ ist, wem Wünsche und Träume in Erfüllung gehen.

Das ist aber nichts Neues. Schon Paulus trifft das in seiner Gemeinde in Philippi an. Recht drastisch kommentiert er: „*Ihr Gott ist der Bauch.*“ Sie haben nur „*Irdisches im Sinn*“. Das, was sie für das „Glück“ halten und dem sie mit aller Macht nachlaufen ist oftmals nur eine große „Schande“, etwas, wofür man sich eigentlich schämen müsste. Dafür zahlen sie, meist ohne es zu wissen, einen hohen Preis: Nämlich den, dass ihr Leben keine Perspektive hat: „*Ihr Ende ist verderben*“.

Angesichts dieser Polarität zwischen Weltverfangenheit und Jenseitsfixierung hat vor 50 Jahren das II. Vatikanische Konzil einen Ausgleich versucht. Es hat die Weltverantwortung des Christen neu und stark betont und die Freude an der Schöpfung und am Leben als gut und gottgewollt bezeichnet.

Aber gerade diese Verantwortung für das Leben und den Menschen verpflichtet uns dazu, auch von den Grenzen, vom Fremdsein und von der Vorläufigkeit dieses Lebens zu sprechen. Wer da einseitig verkürzt, der beschneidet die Möglichkeiten des Mensch-Seins:

Eine bloße Fixierung auf eine kommende Welt macht schuldig an der Vielfalt und Buntheit des Lebens, an der Schönheit, die Gott in seiner Schöpfung leuchten lässt und vor allem am Geschenk meines Lebens, das Gott mir anvertraut hat mitsamt den Aufgaben, bei denen er mich braucht.

Eine bloße Verkürzung auf diese Welt macht genauso schuldig. Denn sie raubt dem Menschen die Perspektive. Sie nimmt ihm die Möglichkeit, die Größe seiner Existenz und die wahre Bedeutung seiner Persönlichkeit zu begreifen.

Und sie schneidet ihn damit ab von der viel größeren Kraft und dem tiefen Halt, der ihm aus diesem Wissen zufließen kann.

Gerade heute, angesichts der vielen Menschen um uns herum, die, wie manche Zeitgenossen des Apostels Paulus, nur „*Irdisches im Sinn haben*“, müssen wir mehr denn je den Mut aufbringen, Brücken zu bauen zwischen beiden Welten.

Wir müssen uns trauen gegenüber der Angeberei dieser Welt, gegenüber dem „ich bin schöner, reicher, besser, größer, fehlerloser“ zu unserer Vorläufigkeit zu stehen, ja uns, um mit dem Philipperbrief zu sprechen, zur Armseligkeit unserer Gestalt zu bekennen.

Weil wir eine unverlierbare Sicherheit im Jenseits haben, können wir es uns erlauben, die Luft raus zu lassen aus mancher leeren Eitelkeit

dieser Welt.

Denn

wenn neben der Kosmetik für die Schönheit nicht auch das
Aschenkreuz der Vergänglichkeit seinen festen Platz hat,
wenn das Fitness-Center für den Körper nicht durch die Fastenzeit für
die Seele ergänzt wird,
dann haben wir als Mensch ein Standbein verloren.